

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltitz

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Merci,“ antwortete der Herzog, „es geht ihm ja wohl ganz gut.“ Dann schwieg er eine kurze Weile, zupfte und nestelte an seiner Foppe herum und lachte plötzlich laut und bitter auf. „Belten,“ rief er, „man macht schon so seine Erfahrungen! Man wird alt wie 'ne Kuh und lernt immer noch dazu! Da hab' ich nun zwei Jungen. Habe sie gut erziehen lassen und habe sie 'ramwachsen sehen. Habe mir immer eingebildet, Emil, der älteste, der schlage eigentlich mehr nach der Mutter, und der Harro sei m e i n e s Bluts. Prostemahlzeit! Sie haben Harro ja kennen gelernt, als er das lechtemal hier war. Aber was Sie nicht wissen, ist die Tatsache, daß er ein glänzender Diplomat ist und daß ihm der Gesandtenposten in Madrid so gut wie sicher war! Was geschieht? Gines Tages kriegt ich einen zwölf Seiten langen Brief aus London, in dem mir mein Herr Sohn anzeigt, er habe den Dienst quittiert, weil er längst fühle, daß die Eigenart seiner Begabung und auch seine persönlichen Interessen sich nach anderer Richtung hin bewegten. Da ist er denn umgefahret. Und wissen Sie, was der Graf Harro Herrfurth geworden ist — der Sohn des Fürsten Herrfurth, Herzogs von Emskirch? ... K o o f m i c h ! ...“ Der Alte stieß dieses Wort grimmig hervor und stieß zugleich mit der Eisenspitze seines Krüdstocks so heftig auf die Pliesen des Fußbodens, daß ein klingender Ton laut wurde.

„Ich ahnte derlei,“ jagte Belten. „Daß Graf Harro keineswegs passioniert für seinen alten Beruf war, hat er mir nicht verhehlt. Im übrigen verstehe ich durchaus, daß sich Euer Durchlaucht über den Berufswechsel Ihres Herrn Sohnes ärgern; aber —“

„Aber,“ fiel Herrfurth ein, „es gibt eine Masse „Aber“, und ich weiß schon, was Sie sagen und einwenden wollen! Ich bin ebensowenig ein verbohrtter Feudaler wie Sie — im Gegenteil, ich schmeichle mir, mit leidlich gesunder Vernunft begabt zu sein — ich bin — zum Schicksal, solange ich Volksvertreter war, auch kein blindwütiger Reaktionsär gewesen, habe unter den Freikonservativen geseßen und den Nationalliberalen näher gestanden als der Rechten! Aber — nun kommen wieder die „Aber“ — ist es denn nötig, daß ein Herrfurth unter die Geldwechsler geht? Der Harro ist Leithaber der Firma Lewis & Co. Madall geworden —“

„Eines der größten Bankgeschäfte Englands,“ warf Belten ein.

„Meinetwegen! Und wenn auch die Leute ungezählte Milliarden umsehen und wenn sie auch...“ Er sprach nicht aus; er stampfte wieder mit dem Krüdstock den Boden, und ein leises Stöhnen quoll über seine Lippen, als falle es ihm schwer, Luft zu schöpfen. Sein Gesicht war finster, die

buschigen Brauen berührten sich, „Verbannte Krämerbande“, marmelte er.

Wen meinte er? Den Kaufmannsstand oder das gewerbliche England oder die Firma Madall? — Wie vielleicht — und Belten fiel ein, was ihm Graf Harro einmal im Rauchzimmer dieses Hauses über den „liberalen Abel“ gesagt, der immer auf der Grenzselbe zweier Weltanschauungen stehen bleibe, und was er selbst geantwortet hatte. Daß der Graf bei seinem ausgeprägt radikalen Empfinden früher oder später genötigt sein werde, einen Beruf aufzugeben, der ihn häufig in Widerspruch mit seiner Ueberzeugung bringen mußte, war erklärlich; Belten begriff nur nicht, warum Harro bei seiner Liebe zum Vater nicht wenigstens den Tod des alten Mannes abgewartet hatte. Aber vielleicht lagen gewichtige Gründe für ihn vor, schon jetzt seiner Entschluß in die Tat umzusetzen — wer konnte das wissen.

Der Herzog war still geworden. Er starrte die Parkallee hinab, starrte in die Ferne. Ueber das graue verwitterte Greisengesicht ging ein weicher Ausdruck; im Eck des linken Auges sanmelte sich eine Träne und rann langsam über die hager gewordene Wange in den Wirrwarr des Bartes hinein.

Belten fühlte sich eigentümlich erregt. Es drängte ihn nach Götternegg zurück. Er war froh, daß Herrfurth keinen Einspruch erhob, als er bat, sich verabschieden zu dürfen.

Diesmal fuhr nicht Bozenhardt, sondern ein jüngerer Kutscher, der kerzengrade und stumm vor Belten auf dem Bodsiß saß. Auch Belten sprach nicht; kein Scherz kam von seinen Lippen wie auf der Herfahrt; er war sehr blaß, und auf seiner Stirn lag eine schwere Falte.

Als der Wagen in das Nuthetal einbog, gleißte die Sonne im Untergang. Ueber den Bergen und ihrer dunklen Tannentrömmung baute das Abendrot eine leuchtende Gralsburg auf, und von dem flammenden Heiligum inmitten schossen goldene Strahlen durch den zur Himmelshöhe immer matter getönten Purpurbrand dieser großen Glorie.

Es war im Abendsonnenschein noch immer das stille Tal, und der Gohen hielt Wacht, und der Burgfried und die Umfassungsmauer der alten Feste standen oben auf der Höhe auf ihrem alten Fleck. Wer unten im Dorf, das sich in sanfter Biegung und langgezogen wie eine Kurvenlinie am Fuße des Gohenberges erstreckte, da hatte sich manches verändert. Wo war die Mühle? Ja, sie stand noch, die Burgmühle mit ihrer offenen Sägehalle, über deren Geländer Eisen froch und das Gespinnst wilden Weins — doch sie lag nicht mehr frei am Flusse und am Rande der Wiesen, durch die das Wasser sprang, um sich widerstrebend, sprudelnd und schäumend am Wehr zusammenzudrängen; ein hoher Baum umschloß sie wie ein Gürtel der Scham. Ein seltsamer Baum, sehr kunstreich gesägt, aus eng aneinander gereihten Planzen, die weinrot gestrichen waren. In regelmäßigen Abständen verbanden viereckige Plöcke die Bretterlagen, mit merkwürdigen Schnitzereien und Kerbeinschnitten und einer grinsenden Krage als Krönung. Kam man von der

Höhe, so sah dies fast aus wie die mit Blut getränkte Umfassung eines afrikanischen Negerdorfs; aber der Kantor Fürbringer, der Gott sei Dank noch am Leben war, wußte es besser: es war „altirischer Stil“.

Zu das Burgleben war der Stil eingezogen. Der Stil hatte den Holzplaz vertrieben, wo einst die gefälligen Baumstämme am Wasser lagen, die Bohlen und das Schlegelholz aufgetürmt waren, wo die Hühner spazieren gingen und die rote Kasse ihr bestes Mäuserrevier besaß und wo Fürbringer aus Hobelspänen und Kiefernscheiten beim Kampfspiel um die böhmische Königsmaib die Mastaburg hatte errichten lassen. Schloß Goiternegg, dessen hohes Dach hinter dem Wipfelmeer des Parks verschwand, hatte einen Nebenbuhler bekommen; Grete hatte das neue Haus Monrepos gekauft, aber die Leute nannten es das Müllererschloß. Ein Berliner Architekt hatte es erbaut und zwar (laut Fürbringer) im „schottischen Kastellstil“. Es stand allein in dem neu angelegten Park; das ganze alte Gehöft war abgetragen worden; die Stallungen und Remisen lagen jetzt unten am See und bildeten ein regelrechtes Viereck von einstöckigen Gebäuden, die nach Fürbringers Angaben in „strengstem französischen Präfekturstil“ gehalten waren.

Ja, der liebe alte Fürbringer lebte noch. Aber er war emeritiert worden. Er vertrat sich mit dem neuen Pastor nicht, dem Pastor Doktor Justus Freitag, der längere Jahre auf Missionen tätig gewesen war und nun direkt aus Ostafrika kam. Graf Artern hatte ihn unten kennen gelernt, war aber über seine Herkunft nicht sonderlich freudig überrascht, da er in ihm eine ungebührliche Kontrollierung seiner eigenen afrikanischen Erzählungen sah. In der Tat erwies sich Pastor Freitag als ein wenig zugänglicher Mann auf dem Gebiete des Humors; er war eine herbe und strenge Natur, das ganze Gegenteil seines Vorgängers Fresenius, ein Eiferer mit flammenden Augen und einer gewaltigen Stimme. Mit dem spartanischen Fürbringer und seiner Erziehungsmethode konnte er sich durchaus nicht befreundeten. Da geriet Fürbringer in helle Wut und gedachte, nach Argentinien auszuwandern. Es hatte kein Mensch herausgebracht, wie er gerade auf Argentinien verfallen war; es kam auch nicht zum Auswandern; der alte Reschte wies ihm eine freisiehende Gedingewohnung an und in die zog er mit seinen Büchern und Landkarten und arbeitete fortan an einem Werke, das den Titel führen sollte: „Ueber die Abhärtung unserer Jugend durch gymnastisch-militärische Freilustspiele. Nebst einem Anhang: Die neue Generation. Ein Wort an Eltern, Lehrer und Erzieher über die Erweckung des wahren Patriotismus in unsern Kindern.“ Die Jugend von Goiternegg aber lehrte fürder ein andrer, ein braver junger Mann, der viel an Zahnschmerzen litt und ein leidenschaftlicher Zinker war. Nur war es nicht die alte Lehre; es kam auch hier Stil hinein.

Der Wagen Veltens fuhr nicht durch die große Parkeinfaßart. Auch auf Gotteneggischem Gebiet waren Veränderungen vor sich gegangen. Der das „alte Haus“ umgebende Teil des großen Parks war abgetrennt und von einem lustigen Eisengitter umgeben worden. Aber es war nicht mehr das „alte Haus“, es war das „Prinzenhaus“: das Alenteil für Jost und Annemarie. Die Fürstin wollte nicht, daß die beiden sich in der Heimat als „Gäste“ betrachteten; das Prinzenhaus wurde als ihr Eigentum grundbuchamtlich eingetragen. Lillian selbst ordnete auch den inneren Umbau an; der eine Flügel wurde für Jost, der andere für Annemarie eingerichtet. Und gerade Annemarie war tief gerührt, als sie sah, mit welcher Liebe ihre Schwägerin an das Werk gegangen war; in der Ausstattung der Zimmer lag so viel persönliche Intimität, daß die Prinzessin ganz glücklich war und mit doppelt schwerem Herzen an die Rückkehr in das Barockschloßchen bei Poissdam dachte.

Als der Wagen vor dem Parkgatter hielt, hörte Veltens hinter der Fliederwand und der Rosenhecke fröhlich lärmende Stimmen. Auf dem großen Nasenrundell vergnügte sich die kleine Feriengesellschaft mit Reifenspielen. Alle waren dabei: Annemarie, Hebe Verluhn, Eva, Jost — auch Grete, die sich zu einer Schönheit von starker brünettem Typ und pikanter Eigenart entwickelt hatte. Zur Seite stand der grüne Marzellenengel, um fehlgehende Reifen wieder einzufangen. Die Grünheit lag in der Vergangenheit; Marz war ein forcher Jüngling geworden; das Schlottrige war gewichen wie der grüne Nock, er trug Gotteneggische Hauslivree, hielt die Hacken zusammen und drückte die Brust heraus (das war die Erziehung Arterns).

Ein Hallo entstand, als Veltens sich zeigte. Man ließ die Reifen liegen und umringte ihn. „Was macht Onkel Rubezahl?“ schrie Annemarie und hing sich an Veltenss Arm. Grete hielt sich etwas zurück. Veltens gegenüber spielte sie gern die Dame von Welt; sie zerpflückte ein Mazienblatt und tat ein wenig sinnend.

„Was wollte denn der Alte?“ fragte Jost.

„Hundert Fragen stellen, mein Junge,“ antwortete Veltens, „wissen, wie es uns allen geht — nichts weiter...“

Die Abendschatten fielen. Es war zu spät geworden, weiterzuspielen. Auch erschien Madame Bassour im Portal; die frisch gedrehten Hängelöcher zitterten wohlgefällig, sie knickte und fragte, ob die Durchlauchtigsten Herrschaften hier zu speisen gedächten oder das Souper drüben im Schloße nehmen würden. Darüber entspann sich ein lebhafter Wortwechsel; aber Jost entschied. „Drüben,“ sagte er; „das sind wir Lillian schuldig. Sie freut sich. Telephonieren Sie, Madame...“ Madame knickte wieder und ging an das Telephon. Es war beim Umbau angelegt worden und führte hinüber in die Wohnung des alten Behfuß. Madame Bassour gab das Klingelzeichen. „Sind Sie selbst da, Herr Schloßintendant?“ fragte sie. „Ja, wohl, Madame,“ tönte die Antwort zurück. „... Die durchlauchtigsten jungen Herrschaften mit hochbero Gästen lassen sich bei Ihren Durchlaucht zum Tee anmelden,“ trompetete die Bassour in das Schallrohr hinein, und ihre Hängelöcher wogten dabei geschmeichelt. „Werde es sofort Ihren Durchlauchten anmelden lassen,“ gab Behfuß zurück; „wird uns eine hohe Ehre sein. Bitte einviertel nach Acht präzise...“ Man fühlte förmlich, wie sich Behfuß bei dieser Meldung vor dem Telephon verneigte. Die Bassour knickte wirklich. Sie hatte sich das angewöhnt. Daß sie den Rest ihrer Tage in so vornehmer Behaglichkeit verleben könnte, hatte sie sich nie träumen lassen. Alle Sorgen waren vorüber; die Rechenkünste brauchten nicht mehr probiert zu werden; Annemarie war Hofdame, Jost studierte fleißig — sie selbst war gewissermaßen Herrin im Prinzenhause und las tagüber französische Romane und teilte sich mit Ramsell Anschütz, der noch immer das Küchendeartement unterstand, in dem Gefühl wohliger Faulheit.

Zu der schon erleuchteten Halle verabschiedete sich die junge Gesellschaft. Jost ging auf sein Zimmer, Eva wollte ihren Eltern eine Grußzeile schreiben, Grete zeigte der Komtesse die Hundegräber im rückwärtigen Garten. Veltens hatte leicht Annemaries Hand berührt und fragte im gedämpften Tone: „Können wir ein paar Minuten miteinander plaudern, Prinzessin?“

„Aber gern,“ antwortete sie. Sie schaute etwas besremdet zu ihm auf; ihr schien, als gehe ein leises Beben durch seine Stimme; auch die Frage berührte sie seltsam. „Kommen Sie mit in mein sogenanntes Boudoir, Veltens,“ fuhr sie fort, „das haben Sie noch gar nicht gesehen. — Ja — nun habe ich mein eigenes Boudoir, lieber Freund, und Lillian hat es ganz reizend einrichten lassen. Es ist viel hübscher als mein Zimmer in Poissdam: das ist Empire und alles Eden und Ranten und rechte Winkel — aber hier herrscht die Rundung vor und mollige Weichheit...“

Sie sprang voran, die Treppe hinauf. Ihr liches Kleid schimmerte durch das Halbdunkel wie eine Rante aus weißen Rosen. Mit schweren Schritten folgte Veltens. Ein Ring lag um seine Stirn; er fühlte, wie der unsichtbare Eisenreif seine Schläfe presste.

Annemarie hatte eine Tür geöffnet. Eine Garbe roten Lichts strömte Veltens entgegen. Das Boudoir lag nach der Abendseite hinaus. Da schwamm noch am Horizonte der Widerschein des Sonnenuntergangs, eine vielschichtige Farbenkaskade, vom zart verblässenden Rosa bis zum satten Rot einer aufgebrochenen Kirsche, und alles wie mit Goldstaub überhaut, und das Licht füllte auch das Zimmer, dessen Wände mit pfirsichblütenfarbigem Stoff bespannt waren, während die Polster ein kräftigeres Rot zeigten und die Rosenbuketten im Teppich langsam zu verblichen schienen. Mitten im Boudoir stand Annemarie, von den Lichtern umspielt, die über ihr weißes Kleid huschten und sich in ihrer Haar verfangen, brettete die Arme aus und sagte feierlich: „Mein Herr, dies ist mein Reich. Schützen Sie es als eine besondere Ehre ein, daß ich Sie hier empfangen, zumal Sie das erste männliche Wesen sind, dem ich mein Boudoir öffne.“

(Fortsetzung folgt.)

Robert Prug, ein Vorkämpfer des Deutschtums.

(Zu seinem 100. Geburtstag am 30. Mai 1916.)

Von Heinz Amelung.

Ein mächtiger Trieb zur nationalen Einheit schien sich 1840 im deutschen Volke kundzugeben, als der französische Minister Thiers kriegerische Töne gegen die deutschen Staaten anschlug, weil die vier Großmächte den Sultan in Schutz nahmen gegen den von Frankreich begünstigten Vizekönig von Ägypten. Damals brauste, mit Begeisterung aufgenommen, Max Schmedenburgers Ruf wie Donnerhall durch die deutschen Lande: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Ernst Moritz Arndt erhob noch einmal seine kräftige Stimme zu dem Kriegeslied gegen die Welschen mit der Lösung: „Al-Deutschland in Frankreich hinein!“ Und Nikolaus Becker entzündete alle deutschen Herzen mit seinem Absichtlied; alle schworen mit ihm: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gierig haben sich heißer danach schreien!“

Voch mit der Kriegsgefahr verächtigte sich mehr und mehr auch wieder die nationale Stimmung; der große Moment fand noch ein kleines Geschlecht, die deutschen Stämme blieben noch für ein Menschenalter gespalten. Da ließ ein junger Dichter, dessen Verse schon vorher hatten aufgehört lassen, die Mahnung erschallen:

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt!
Euch Deutschen gilt er, nah und fern, euch allen,
Soweit ein Hauch von deutschem Munde fliegt:
Mit euch zwerft müßt ihr den Kampf beginnen!
Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den trummen Räden,
An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stimm, grad' aufwärts müßt du blicken,
Dem eignen Mut gestützt und verhöht,
So wir's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen,
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann extragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.

Als es drei Jahrzehnte später wirklich galt, den deutschen Strom gegen die Begehrlichkeit der Franzosen mit der Hand am Schwert zu verteidigen, da erwachten auch jene Lieder von Becker und Schmedenburgers zu neuem, kräftigem Leben und halfen mit, die deutsche Freiheit und Einheit zu begründen; gehört doch nach Bismarcks Urteil „des deutschen Liedes Klang zu den Impponderabilien, die den Erfolg unserer Einigkeitsbestrebungen verbreitet und erleichtert haben“. Der Dichter aber, der eben wiedergegebenen Verse, der sich schon seit seinen Jünglingsjahren kraftvoll eingesetzt hatte, für die Erweckung und Stärkung des Deutschtums, für Freiheit und Wahrheit, sah noch das Ziel seiner patriotischen Wünsche erreicht, zu dessen Erlangen er an seinem Teil mit beigetragen hatte; er konnte sich noch der Waffenerfolge der verbündeten deutschen Heere und der Errichtung des deutschen Kaiserreichs freuen, bevor er am 21. Juni 1872 in seiner Heimatstadt Stettin die spitze Feder niederlegte und die redegewandten Lippen für immer schloß.

Bei jeder für das deutsche Volk bedeutungsvollen Gelegenheit ist Robert Prug in Schrift oder Wort öffentlich hervorgetreten, ratend, wegweisend, mahnend oder warnend; stets hat er leidenschaftlich Partei ergriffen, denn Kampf war ihm Lebensbedürfnis, war ihm Lebenselement.

Gebt Raum, ihr Herrn, ich bitte!
Lacht in des Lebens Mitte
Mich stürmen siegesstroh:
Mich will's zu Taten treiben,
Ihr mögt sie dann beschreiben,
Das paßt uns beiden so!

Zu Taten freilich hatte das Schicksal ihn nicht ansersehen, nur im Kampf der Geister konnte er sich in die vorderste Reihe stellen. Diesem Streit ist er nie ausgewichen, in ihm hat er ausgeharrt bis zum Ende.

So sei's denn Krieg! Nicht zwischen mir und ihnen
Soll Friede sein, die abgehärtet und bleich,
Verweinten Auges, kranken Mägdelein gleich
Dem falschen Ruhm der Miermuse dienen!

Dieser „Aufforderung“ ist er treu geblieben; allem Schlechten und Ungefunden in der Literatur ging er rücksichtslos zu Leibe. In der Literatur — denn auf diesem Gebiete konnte er seiner Veranlagung und seiner Vorbildung nach die größte Wirkung erreichen. Seinen Standpunkt, den er bei der Betrachtung der Entwicklung unserer Literatur gewonnen hatte, sprach er kurz im Schlußwort seiner 1859 erschienenen Schrift über die deutsche Literatur der Gegenwart dahin aus, daß eine erneute Blüte unserer Literatur nicht möglich sei ohne eine Erneuerung unseres gesamten volkstümlichen Daseins. Literatur und Leben gehören also seiner Überzeugung nach zusammen. Danach richtete er sich in seinen eigenen dichterischen Arbeiten auch insofern, als er die Stoffe zu seinen Romanen (Das Engeln, Die Schwägerin, Feltz, Der Musikantenturm, Helene, Oberndorf) größtenteils dem sozialen Leben entnahm; vor Gustav Freytag noch, dem er in diesem wesenstverwandt war, suchte er das deutsche Volk bei seiner Arbeit auf. Daneben nahm aber auch die lyrische Dichtung einen beträchtlichen Raum in seinem Schaffenswerk ein. Seine erste Gedichtsammlung erschien 1841. Als reifer Mann erlebte er noch eine zweite Periode lyrischen Schaffens; wie ein von den Entzündungen der ersten Liebe ergriffe-

ner Jüngling sang er die Lieder, die er 1858 in dem Bande „Aus der Heimat“ vereinigte. Und dem wiedererschlossenen Quell entströmten weiter die in den Sammlungen „Aus goldenen Tagen“ (1861), „Derbstrosen“ (1864), „Buch der Liebe“ (1869) zusammengefaßten Gedichte. Manches davon ist heute noch lebendig, so die Liebeslieder „Warum duften doch die Rosen so viel schöner bei der Nacht?“ und das andere „Was die Liebe kann begehren, Liebe darf es frei gewähren“, oder die Frühlingslieder „O Herz, du mußt dich fassen“, sowie das vielgehegte „Studentenherz, was macht dich trüb?“ Nicht unerwähnt bleiben dürfen bei diesem Ueberblick die Dramen Karl von Bourbon, Moritz von Sachsen, Erich XIV. der Bauernkönig. Den größten Erfolg aber gewann Robert Prug 1845 mit seiner satirischen und witzigen Komödie „Die politische Wochenstube“, die in ihrer Art ein unübertroffenes Meisterstück ist. Für die Stimmung, die infolge der Enttäuschung der Hoffnungen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschte und immer weiter um sich griff, gibt es kaum ein beachtenderes Literaturdenkmal als diese mit Anspielungen auf tausenderlei Dinge und Verhältnisse vollgepropte Komödie. Ueber alles, was dem Dichter in der Politik und Verwaltung, im öffentlichen und bürgerlichen Leben, in der Literatur und in den Wissenschaften schädlich und veraltet, zopfig und erneuerungsbedürftig zu sein schien, schwang er mit aristophanischer Ausgelassenheit, aber mit deutlich durchfühlbarem Ernst die Peitsche.

Das Werk erregte bei seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen, hatte für Prug aber auch die unangenehme Folge, daß ihm der Prozeß wegen Majestätsbeleidigung gemacht wurde. Da wandte sich der Dichter mit würdigen Worten unmittelbar an den König, der großherzig genug empfand, das Verfahren niederzuschlagen, ja sogar die Erlaubnis zu literarhistorischen Vorlesungen in Berlin erteilte. Das war ein großes Entgegenkommen gegen einen Mann, der wegen seiner ungeschwungen politischen Betätigung den Behörden stark verächtlich war. Aus Jena, wo Prug eine Professur zu erlangen hoffte auf Grund einer vortrefflichen Untersuchung über den „Göttinger Dichterbund“, hatte man ihn sogar ausgewiesen. Reich bekannt gemacht hatte er sich schon vorher als eifriger Mitarbeiter der Halle'schen Jahrbücher; damals schon, seit 1839, suchte er dahin zu wirken, daß sich die Literatur dem nationalen Gedanken annäherte und ihn in sich aufnahm. Die Poesie — so forderte er später — solle aufhören, nur immer zu jubeln und zu drohen, zu jauchzen und zu klagen, sie solle mit Sand anlegen zum Aufbau unseres Vaterlandes, nur dann werde sie aus einer Poesie der Jünglinge und Weiber zu einer Poesie der Männer werden. In diesem Sinne schrieb er selbst seine politischen Gedichte.

Drum, was die Neunmalweifen
Auch predigen und preisen,
Wir dulden ihren Spott.
Wir streuen doch zu Taten,
Zu künftigen, die Saaten —
Nun mag die Frucht beraten
Der allerhöchste Gott!

Wie alle die politischen Dichter jener Zeit, die Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Kinkel, Dingeldey, Gottschall, so beherrschte auch Prug die Uebersetzung, daß sein Wirken in Poesie und Prosa ein wahrer Dienst am Vaterlande sei, ein Bauen am Freiheits- und Einigungswerk Deutschlands, ein Fördern der nationalen Erziehung unseres Volkes. Viele Samenförner, die damals ausgestreut wurden, sind erst in unserer Zeit aufgegangen; die Bedeutung so mancher Frucht, die damals gepflanzt worden, haben wir jetzt erst recht erkannt. Robert Prug war einer der eifrigsten Begehrer der deutschen Zukunft. Das Ziel hatte er stets unverrückt im Auge; uneigennützig strebte er ihm zu. Eine Anerkennung wurde ihm zuteil, als ihn die deutsche Schillerstiftung unter ihre lebenslänglichen Pensionäre aufnahm. Wahre Triumphe feierte er auf seinen Vortragsreisen. Als öffentlicher Redner übte er ja eine unvergleichlich größere Wirkung aus, als sie ihm als akademischer Lehrer beizubringen sein konnte. Nur wenige Jahre bekleidete er das Amt eines außerordentlichen Professors für Literaturgeschichte in Halle. Noch wichtiger und nachhaltiger als durch seine Reden wirkte er aber durch seine höchst fruchtbare Tätigkeit als Schriftsteller und Journalist. Das „Deutsche Museum“, das er 1851 in Verbindung mit Wolfsohn begründete, machte er rasch zu einer der angesehensten und beachtetsten Zeitschriften. Seine vielseitige Bildung, sein Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl, sein festes Vertrauen auf die deutsche Zukunft, sein reglamer, schnell auffassender Geist — all das befähigte Prug wie wenige andere, in jener Uebergangszeit ein Führer und Berater zu sein.

Vermischtes.

* Rationelle Hühnerzucht. Die Hühnerzucht wird in sehr vielen Fällen immer noch nicht so betrieben, daß die bestmögliche Ausnutzung des Tier- und Fleischetrages erzielt würde, und das ist in der jetzigen Zeit um so mehr zu bedauern, als auf der einen Seite durch den Russeneinfall in Ostpreußen und durch die Futtermittelknappheit ein nicht unbedeutender Rückgang des deutschen Geflügelbestandes eingetreten ist, auf der andern aber die Einfuhr aus dem Auslande, die früher stattfand, größtenteils in

Fortfall kommt. Der Hauptfehler, der von vielen Bäckern gemacht wird, beruht auf mangelhafter Kontrolle des Eierertrages. Man läßt die Kübner häufig zu alt werden und füttert sie noch zu einer Zeit weiter, wo der abnehmende Eierertrag die Kosten nicht mehr lohnt und auch das Fleisch sich verschlechtert. Um dies zu verhüten, ist eine sorgfältige Kontrolle des Alters der Tiere durch Fährtage u. dergl. und des Eierertrages durch Gebrauch von Fälschnestern nötig; auch hat man auf Beschaffung der geeigneten Rassen, auf richtige und nicht zu reichliche Ernährung, auf Aussonderung aller kranken Tiere, auf Vermeidung der Inzucht, auf Reinhaltung der Ställe, Sitzstangen und Nester sorgsam zu achten. Wir bezogen vor dem Kriege jährlich große Mengen von Eiern und Schlachtgeflügel aus dem Auslande — im Jahre 1913 mußten allein für Eier und Eigelb etwa 200 Millionen Mark an das Ausland gezahlt werden; wird die Geflügel-, besonders die Hühnerzucht, überall rationell bei uns betrieben und nach Möglichkeit erweitert, so sind wir zweifellos imstande, uns darin vom Auslande unabhängig zu machen. Welche Bedeutung das gerade jetzt für die Volksernährung haben würde, liegt auf der Hand.

Wrangel als Diplomat. Eine wenig bekannte Wrangel-Geschichte zeigt uns den alten preussischen Paudegen als einen Mann, der geschickt diplomatischen Schwierigkeiten auszuweichen wußte. Es war im Jahre 1864, wo ganz eigenartige Verhältnisse in Bosnien herrschten. Die deutschen Bundesstaaten hatten Bosnien besetzt, während die allerersten Oesterreicher und Preußen Schleswig eroberten und von da auch später in Fütland eindringen. So kam es, daß diesen ein Teil der Festung Rendsburg gehörte, während die eigentliche Stadtbefestigung im Besitze der Bundesstruppen verblieb. In deren Besiz waren auch die Pulvermagazine, und die preussischen Offiziere, die nach Rendsburg kamen, um Munitionsvorräte zu beschaffen, waren gezwungen, erst die Schlüssel bei den Bundesstruppen abzuholen, was mit allerlei Unzuträglichkeiten verknüpft war. Vergeltlich hatten die Offiziere den Feldmarschall um Abstellung dieses Uebelstandes gebeten, er möge ein Nachwort sprechen. Wrangel hatte dies immer verweigert, da er alles vermeiden wollte, was die Bundesstruppen verletzen könnte. Eines Tages meldete ihm ein sehr energischer Offizier, der schon öfters den schweren Gang zum Magazin hatte machen müssen, er habe den Schlüssel behalten und trotz Mahnungen des Bundeskommandeurs diesem erklärt, er werde ihn nur herausgeben auf ausdrücklichen Befehl seines Ober-Kommandos. „Der Schlüssel wird wieder abgegeben!“ befahl Wrangel. Darob allgemeiner Unwille bei den Herren des Stabes. „Mein Sohn, das verstehst Du nicht,“ sagte der Feldmarschall, „ich habe zwar befohlen, der Schlüssel wird abgegeben, ich habe aber — inzwischen ein anderes Schloß am Magazin anbringen lassen, und den Schlüssel davon behalten wir natürlich!“

Ein merkwürdiges wissenschaftliches Vermächtnis. Es sind jetzt 83 Jahre her, seitdem Graf Alexander Brakel, ein Freund des Zaren Alexander I., der staatlichen Darlehnskasse die Summe von 50 000 Rubeln mit einer merkwürdigen Bestimmung übergab: es sollte diese Summe unangetastet bis zur hundertsten Wiederkehr des Todestages Alexanders I. liegen bleiben, so daß sie sich durch Zins und Zinseszins gewaltig vermehrte. Die Zinsensumme, die alsdann vorhanden ist, solle dem zufallen, der die ausführlichste und treueste Geschichte der Regierungszeit Alexanders I. verfaßt hätte. Die „Times“ ist es, die auf diese eigenartige letztwillige Verfügung zu einem wissenschaftlichen Zwecke hinweist; sie ist auch in der Lage, weitere Einzelheiten über das Testament anzugeben. Die Akademie der Wissenschaft und Kunst ist es, der die Manuskripte zur Prüfung vorzulegen sind; bis zum 12. Dezember 1925 muß die Entscheidung getroffen werden. Alsdann sind dem Preisträger etwa 800 000 Rubel in Metallgeld auszubahlen, und der Rest des angesammelten Geldes wird für die Veröffentlichung des Geschichtswerkes verwandt. Dieses soll nämlich breiten Volksschichten dadurch zugänglich gemacht werden, daß 10 000 Exemplare zum Herstellungspreise verkauft werden; außerdem soll der Rest der Summe dazu dienen, unter den gleichen Bedingungen Uebersetzungen zu verkaufen, und zwar eine französische und eine deutsche.

Englische Feldherrngehälter einst und jetzt. Lord Kitchener bezieht in seiner heutigen Stellung ein Jahresgehalt von 120 000 Mk., und ein junges Parlamentsmitglied hat dagegen eingewandt, daß die Dienste des Feldmarschalls etwas hoch bezahlt seien. Demgegenüber betont nun die englische Presse, daß im Vergleiche zu den Gehältern, die englische Feldherren früher bezogen, die Entschädigung Lord Kitcheners, besonders in Anbetracht der Verdoppelung und Verdreifachung des Geldwertes seit Anfang des 18. Jahrhunderts, geradezu lächerlich geringfügig sei. Zum Beweise werden die Summen mitgeteilt, die der berühmte Sieger von Blenheim und Malplaquet, der Herzog von Marlborough, bezog. Marlborough erhielt gleichzeitig als Bevollmächtigter der Königin Anna 140 000 Mk., als Oberbefehlshaber der englischen Streikräfte 200 000 Mk., als „Master of the Ordnance“ 60 000 Mk., als Oberst der Leibgarde 40 000 Mk.; daneben bezog er von den niederländischen Generalstaaten jährlich 200 000 Mk., eine Pension von 100 000 Mk., Reisepensen in Höhe von 25 700 Mk., Tischgelder in Höhe von 20 000 Mk., alles in allem also 785 700 Mark. Damit nicht genug, bekam seine Gemahlin als Oberhofmeisterin, Ver-

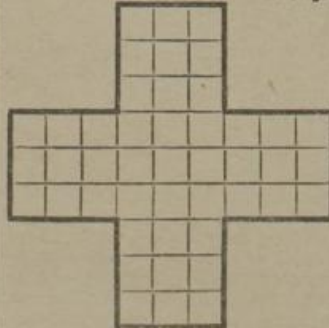
walterin von Windsor, Garderobelinstantin und Schatzmeisterin jährlich 150 000 Mark. Die beiden Marlboroughs kosteten England mithin jährlich 935 700 Mk., und dabei waren die Einkünfte und der Wert der großen Besitzungen Woodstock und Blenheim nicht mitingerechnet, die dem großen Feldherrn als Kronobdation verbleiben worden waren.

Völkerkrieg.

— Der „Völkerkrieg.“ Aus den eingehenden Darstellungen in Heft 77 und 78 der bekannten Zeitschrift „Der Völkerkrieg“ (Herausgeber Dr. E. S. Baer, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart) geht hervor, welch genaue, klug berechnete und mit glänzenden Mitteln ausgeführte Vorbereitungen diesem denkwürdigen kriegerischen Dardanellen-Wagnis der Engländer gemeldet wurden. Was die unter schrecklichen Opfern vollzogene Todesfahrt der englisch-französischen Flotte vom 18. März 1915 nicht erreicht hatte, sollte durch eine gelandete Armee erzwungen werden. Der „Völkerkrieg“ erzählt in spannenden, meist aus englischer und französischer Feder stammenden Berichten von den Schwierigkeiten und den außerordentlichen Verlusten der Landungen. Gewöhnlich ließen die Türken die Landungsboote nahe herankommen und eröffneten dann aus völlig gedeckter Stellung ein unheimliches Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Es kam also alles darauf an, eine möglichst große Truppenzahl so rasch als möglich an die Küste zu werfen. Zwischen Kap Helles und Sedd-il-Bahr wurde zu diesem Zweck ein eigenartiger Versuch gemacht. Drei Kompagnien der Dublin-Schützen sollten in Booten das Land erreichen, dicht gefolgt von dem Kohlendampfer River Clyde, der ganz mit Truppen angefüllt war. Gleich hinter den Kompagnien der Schützen wollte man das Transportschiff am Strande anklaufen lassen und die vom Schiffe mitgeführten Leichter sollten eine Brücke zum Lande bilden. Dieses klug ausgedachte Verfahren lieferte gleichwohl ein sehr geringes Ergebnis. Die ersten Kompagnien wurden durch einen Wirbelwind von Stahl und Feuer fast völlig vernichtet. Eine starke Strömung macht es fast unmöglich, die Leichter in die richtige Stellung zu bringen. Als auch dies schließlich gelungen war, überlebten unter einem Hagel von Geschossen nur wenige die kurze Entfernung bis zum Strande. Bald gab die Schiffsbrücke der Strömung nach, die Leichter gerieten in tiefes Wasser, und viele, die den Kugeln entgangen waren, ertranken. Ein englischer Berichterstatter, der später diesen Strand besuchte, fand „einen gewaltigen Schiffsrumpf, schwarz und rot bemalt, mit dem Kiel in den Sand gehohlet, verlassen und unbeweglich . . . ein Geipensterichschiff, das langsam von den Wellen zerfressen wurde, von Tag zu Tag mit mehr Schußlöchern besät, alles Schutzes entböhrt: so lag er da, dieser gestrandete Rumpf, der die ersten Krieger barg und den die Soldaten „Trojanisches Pferd“ nannten.“

— Walter Boeh, Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg (Perthes' Schriften zum Weltkrieg Heft 11), Preis 1 Mk. Verlag Friedrich Andreas Perthes N.-G. Gotha. — Im Gegensatz zu manchen anderen Veröffentlichungen über Teilgebiete der Geistesarbeit im Kriege, die viele Wünsche und begeisterungsvolle Lobspprüche, aber wenig Neues und Unbekanntes bieten, unternimmt diese Schrift vom Nachfolger Karl Lamprechts zum erstenmal den Versuch, an der Hand von Tatsachen und bisweilen von Zahlen gewissermaßen die Summe unseres geistigen Schaffens objektiv aufzuzeigen. Die Gesamtheit unserer Kriegslieferungen in Schule und Kirche, Universitäten und öffentlichen Instituten, Literatur und Kunst, Presse und Buchhandel usw. wird fesselnd dargestellt und gewürdigt. Für den späteren Historiker wird diese Schrift eine reiche Fundgrube sein; für uns Zeitgenossen ist sie das erste rein sachliche Zeugnis unserer geistigen Leistung, das von allen denen, die zu diesem Schaffen beigetragen haben, mit Freude aufgenommen werden wird.

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben

aaaab bddde eeeeff
fsggh h jll mnnnoo r
rrr ssssu uuu

derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

- 1. Nördliches Sternbild.
- 2. Heilige Handlung.
- 3. Einen Minnesänger.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Waidmann; Waldmann.